

Rede des Gymnasialdirektors D. th. R. Haage,

gehalten am 22. März 1898.

Die letzten Jahre des Jahrhunderts sind im Abrollen begriffen, und bald genug wird es in das neue, das zwanzigste Saekulum hineingehen. Was wird dieses der Menschheit, was unserem Vaterlande bringen? Werden die Veränderungen im Leben der Völker wieder so gewaltige sein, wie sie es in unserer Zeit gewesen? Werden weitere Fortschritte wieder und wieder alles umgestalten? Werden die friedlichen Beziehungen der Staaten fortauern, oder werden neue Kriege ausbrechen und furchtbare Kämpfe zwischen Massen bringen, wie sie noch nicht mit einander gerungen haben? und was werden die Folgen sein? Werden Umwälzungen im Innern der Staaten die gesellschaftlichen Ordnungen verändern? Werden trotzdem Künste und Wissenschaften fortschreiten und wird mit der Kultur Religion und Sittlichkeit erhalten bleiben?

Wie wenig wir Menschen im Grunde auf solche Fragen antworten können, wie unsicher die Vermutungen bleiben, welche die Klügsten bei reiflicher Erwägung aller Verhältnisse etwa vorbringen können, das wird uns klar, wenn wir rückwärts blicken und die Zustände, wie sie im Anfang dieses Jahrhunderts waren, mit unserer jetzigen Lage vergleichen und dabei uns fragen, wie viel wohl unsere Väter von der Entwicklung, die wir erlebt haben und erleben, ahnen konnten. Doch bei solcher Betrachtung, auch wenn wir sie in der Hauptsache auf unser Land und unser Volk beschränken, drängt sich vor unser geistiges Auge eine solche Fülle von Stoff, daß in einem kurzen Vortrage sich nur Weniges herausgreifen und auch dieses sich nur flüchtig berühren läßt.

Denn wie umfassend sind schon die Veränderungen, welche die äußeren Verhältnisse der Staaten erfahren haben! Als man anfang 1800 zu schreiben, stieg Napoleons Stern höher und höher; das Reich, das noch den Namen eines römischen trug, sank unter seinem Schritt zusammen, und die Vorherrschaft Europas fiel Frankreich zu. Sein Herrscher besaß nun das ewige Rom, sein Sohn hieß nun der römische König! Als aber der Versuch, eine Universalherrschaft in unserem Weltteil aufzustellen, scheiterte, wie er schon öfters gescheitert war, als das Gleichgewicht sich herstellte und die fünf Großmächte zu Wien die politischen Verhältnisse Europas, wie sie meinten, für lange Zeiten ordneten, da waren es zwei Völker, die gleichsam die Zeche bezahlten, das völlig zerrissene Italien und Deutschland, das in 39 lose verbündete Staaten zerfiel. Wie würde aber der Staatsmann, der damals unser Vaterland für einen geographischen Begriff erklärte und seinem Östreich neben der Donaustellung die Vorherrschaft in Deutschland und in Italien sicherte — wie würde Metternich staunen, wenn er heutzutage sähe, was aus den Schöpfungen des Wiener Kongresses geworden ist! Italien hat endlich nach 1300 Jahren der Uneinigkeit seinen nationalen Staat wieder erhalten und ist als Großmacht in Europa anerkannt; es hat aber bei den Kriegen, die es für seine Einigung führte, das meiste seinen Verbündeten, erst Frankreich, dann Preußen verdankt. Deutschland dagegen hat durch deutsche Kraft sein Ziel erreicht und 1870 ohne alle Verbündete durch einen entscheidenden Sieg über das Volk, das für das kriegerischste gilt, nicht bloß die Gründung eines neuen einheitlichen Reiches, sondern zugleich eine mächtige und ehrenvolle Stellung im Rate der Nationen erlangt.



Alles das ist unter der Führung Preußens erreicht, desselben Preußens, das 1815 einen so ungenügenden Lohn für seine Anstrengungen in den Freiheitskriegen erlangte und so lange das bestverleumdete und bestgehaßte der deutschen Länder war. Aber welchen Umständen verdankte dieser Staat solche Erfolge? Doch in erster Linie seinem mustergültigen Heerwesen. Am Anfang unseres Jahrhunderts waren es noch geworbene Soldaten, die in den meisten Staaten die Heere bildeten; nur Frankreich war in der Revolution zur Konskription übergegangen, d. h. zur Aushebung aller zum Kriegsdienst nötigen Mannschaft aus bestimmten Altersklassen, wobei übrigens Loskauf und Stellvertretung erlaubt blieb. In und seit den Freiheitskriegen hatte aber Preußen angefangen, mit dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht, den schon Friedrich Wilhelm I. ausgesprochen hatte, Ernst zu machen. Und der Schluß des Jahrhunderts sieht diesen Grundsatz, daß jeder wehrfähige Bürger des Staates das Waffenhandwerk erlernen und zum Schutz des Vaterlandes bereit sein muß, durchgeführt oder doch annähernd verwirklicht. Denn fast alle Staaten Europas sind seit 1866 und 1870 dem preußischen Beispiel gefolgt, und zuletzt wird auch England folgen müssen, das bis jetzt in übertriebenem Vertrauen auf seine insulare Lage an dem alten Werbesystem festgehalten hat. So ist denn ausgeführt, was einst Scharnhorst und Gneisenau wollten, und unser Weltteil ist in ein neues Zeitalter, das Zeitalter der nationalen Wehrordnung eingetreten, bei der das Volk in Waffen das Heer bildet. Deutscher Geist hat einmal wieder, wie zur Zeit der Reformation, der Welt Gesetze gegeben.

Aber ist denn das eine erfreuliche Thatsache, wenn das deutsche Reich mehrere Millionen waffengeübter Männer, wenn Frankreich ebensoviele und Rußland noch mehr aufstellen kann, Heere, gegen die Napoleons I. Scharen im Zuge gegen Rußland klein erscheinen? wenn immer wieder für neue Gewehre und Geschütze, die nach einigen Jahren veralten, nicht Millionen, sondern Milliarden mitten im Frieden ausgegeben werden? wenn auch für die Kriegsflotten, die in fortwährender Umgestaltung begriffen sind, immer gewaltigere Summen, jetzt auch von Deutschland aufgewandt werden? Sind das erfreuliche Thatsachen? Nein und doch ja! Es scheint gerade diese Ausdehnung der Wehrpflicht und diese Vervollkommnung der Waffen bis jetzt dazu beizutragen, daß der Entschluß zu einem Kriege, in welchem alle Stände ihr Teuerstes den Wechselfällen des Kampfes, den Wirkungen solcher Waffen aussetzen müssen, schwerer und schwerer wird — vielleicht eine frohe Aussicht für das kommende Jahrhundert. Aber muß nicht die Welt, auch wenn der Frieden erhalten bleibt, verarmen und ist nicht die Klage über den Militarismus begründet? Mag manches in dieser Hinsicht unvollkommen sein, so giebt es doch nicht mehr, wie vor hundert Jahren, einen Soldatenstand im eigentlichen Sinne des Wortes, und die Krieger jener Zeit würden sich darüber wundern, welche andere Stellung auch die Berufsoffiziere in den bewaffneten Nationen der Gegenwart einnehmen. Und die Verarmung, mit der das moderne Heerwesen den Völkern droht? Freilich, die allgemeine Wehrpflicht entzieht viele Hände der schaffenden Arbeit im Betrieb der Gewerbe und verzehrt viel geistige Kraft, die der friedlichen Thätigkeit zu gute kommen könnte; aber es sieht doch wahrlich nicht danach aus, als ob das den Nationen in wirtschaftlicher Hinsicht schadete! Gerade das deutsche Reich, das eine so schwere Kriegsrüstung trägt, sieht ein Wachsen des Wohlstandes, wie man es nicht bloß vor hundert Jahren, sondern noch vor wenigen Jahrzehenden für unmöglich erklärt hätte. Gewiß trägt zu dieser wirtschaftlichen Blüte der Umstand bei, daß die staatliche Einigung auch dem Handel und dem Gewerbetriebe einen ganz anderen Schwung gegeben hat, daß im neuen Reich der Zollverein über ganz Deutschland und alle seine Küsten sich erstreckt — aber das muß man doch zum mindesten zugeben, daß die kriegerische Rüstung und die Summen, die sie verschlingt, das Gedeihen nicht hindern. Ja, man darf behaupten, daß die Übung in den Waffen und in allen militärischen Tugenden die Staatsbürger für den Wettbewerb des modernen Lebens stählt und sie rühriger und schaffensfreudiger macht, als ihre Väter es waren.

Ebenso merkwürdig, wie in der äußeren Politik und im Heerwesen, ist auch der Gegensatz im Verfassungsleben, in der inneren Politik der Staaten, besonders wieder, wenn wir auf unser Vaterland sehen. Vor hundert Jahren herrschte noch das absolute Fürstentum; auch in Frankreich war von dem Streben der Revolution, eine Vertretung des Volkes bei der Gesetzgebung und Regierung des Staates durchzuführen, unter dem Kaiserreich nur ein Scheinkonstitutionalismus übrig geblieben. Allein der konstitutionelle Gedanke, nicht durch die Interessenvertretung der alten Landstände, sondern durch gewählte Repräsentanten des ganzen Volkes, die an der Gesetzgebung teilnehmen, die Monarchie zu beschränken, ist im Laufe des Jahrhunderts, wenn wir von dem Osten Europas absehen, überall verwirklicht. Doch könnte es fast scheinen, als ob dieses moderne Verfassungsleben seine Blütezeit bereits gehabt hätte, und da erst recht, wo es, wie in Frankreich, zu einer doch wohl nur vorübergehenden Aufrichtung der republikanischen Staatsform geführt hat. Diejenigen, die in den ersten Jahrzehenden unseres Säkulums so begeistert den Kampf für die Einführung frei-

heitlicher Verfassungen nach dem Vorbild Englands und Frankreichs führten, müßten heute über die Zerrbilder des parlamentarischen Lebens — ich denke nicht bloß an Wien und Paris — erschrecken und mindestens zugeben, daß bei solchen Unvollkommenheiten die Parlamente sich weiter, als sonst menschliche Einrichtungen, von ihrem Ideal entfernen.

Mancherlei trägt dazu bei. Die scharfe Betonung des Nationalen, wie sie jetzt herrscht, während einst die weltbürgerliche Gesinnung den Ton angab, ruft namentlich in den Staaten, die verschiedene Nationalitäten umfassen, die bedenklichsten Gegensätze wach und legt den Staatsmännern die schwierigsten Fragen vor. Von besonderer Bedeutung ist aber das Ringen des vierten Standes geworden, der in roherer Weise, als einst das gebildete Bürgertum, seinen Anteil an dem öffentlichen Leben fordert. Die sogenannte soziale Frage, die vor hundert Jahren erst anfang eine politische Rolle zu spielen, beherrscht jetzt die allgemeine Lage und stellt dem kommenden Jahrhundert die Aufgabe, eine friedliche Lösung, wie sie in unserem Vaterlande schon angebahnt ist, durchzuführen.

Sind es nun nicht aber gerade diese sozialen Kämpfe, die den Geist unserer Zeit von den höheren Idealen der Kunst und der Wissenschaft abziehen? Erscheint nicht der Anfang unseres Jahrhunderts in dieser Hinsicht als eine glänzendere Zeit? Damals waren die goldenen Tage von Weimar noch nicht verklungen, es blühte die romantische Dichterschule; und als der Kampf der Völker gegen Napoleon begann, sangen die Dichter der Freiheitskriege. Große Denker bauten ihre Systeme und gaben die reichste Anregung für die verschiedensten Wissenschaften. Ja, ganz neue Wissenschaften entstanden, wie die Sprachvergleichung, um nur eine zu nennen. Wo sind jene Klänge, wo ist jenes frohe Ringen der Geister geblieben? Herrscht nicht in Kunst und Wissenschaft vielfach ein kleinliches Treiben, das in Einzelheiten untergeht, oder das verderbliche Richtungen einschlägt, die nicht nach oben, sondern nach unten führen, ein Treiben, bei dem die Sensation, der augenblickliche Eindruck, oder gar der materielle Gewinn die Hauptrolle spielen?

Und doch darf man von der Dichtkunst der Gegenwart sagen, daß manchem der vielen Sänger es gelingt, echte Herzenstöne in wohllautender Sprache ausklingen zu lassen. Und doch darf man behaupten, daß auch die bildenden Künste nicht ausgestorben sind, ja viel weiteren Kreisen, als ehemals, dienen. Man gehe doch durch die Straßen unserer Städte, die vor hundert Jahren gebaut sind, und dann auf die Plätze, die heutzutage mit Wohnhäusern und öffentlichen Gebäuden geziert werden; man sehe das an, was jetzt die Plastik und das Kunstgewerbe leistet — es ist doch vieles darunter, was wirklich das Schöne zur Darstellung bringt und jene Zeit arm erscheinen läßt. Ähnliches könnte man von der Malerei sagen, obwohl in ihr vielleicht mehr, als in den anderen Künsten, bedenkliche Bestrebungen hervortreten. Mag überhaupt in der bildenden Kunst unserer Tage das Originelle fehlen und das Beste das sein, was an das Alte anknüpft, mag viel eiteler Luxus und ein niedriger Realismus sich geltend machen, dennoch wird man dem modernen Kunstleben, auch in den Künsten, die ich hier nicht genannt habe, eine hohe Bedeutung nicht absprechen. Aber weit günstiger schließt doch unser Jahrhundert in der Entwicklung der Wissenschaften ab. Wohl ist es wahr, daß die Wissenschaft der Wissenschaften, die Philosophie, ihre Aufgabe, in strenger Forschung die allgemeinen Gedanken, die Grundbegriffe zu bearbeiten, oft versäumt und auf die Abwege des Pessimismus oder zur Verherrlichung des Egoismus geführt hat; wohl mag es richtig sein, daß in vielen Wissenschaften die Einzelforschung überwiegt, und die großen Gesichtspunkte fehlen — aber der menschliche Geist hat doch bedeutende Fortschritte gemacht und besonders auf einem Gebiet, dem der Naturwissenschaft, Großes geleistet. Der richtige Weg, aus der vorurteilsfreien Beobachtung der Natur mit Hilfe des Experimentes zu schließen, war eingeschlagen; aber wie viel ist im Laufe des Jahrhunderts erreicht, und wie viel steht noch — man darf wohl sagen — in sicherer Aussicht! Wie hat man es gelernt, die gewonnene Erkenntnis auch praktisch zu verwerten und die entdeckten Kräfte und Gesetze der Natur in den Dienst des Menschen zu stellen! Denken wir z. B. an die Entwicklung der medizinischen Wissenschaften, etwa an das, was die Chirurgie jetzt vollbringt. Oder an die Fortschritte, die in der Erkenntnis der Ursachen der ansteckenden Krankheiten und in der Bekämpfung derselben gemacht sind. Sollten die bedeutendsten Ärzte vor hundert Jahren in ihren kühnsten Träumen dergleichen für möglich gehalten haben?

Besonders ist aber durch die Anwendung der Naturwissenschaft auf dem Gebiete der Technik ein Fortschritt erfolgt, der unser Geschlecht wie durch eine tiefe Kluft von dem unserer Väter trennt. Die Dampfkraft wurde zwar schon benutzt, aber es hat eine ungeahnte Entwicklung stattgefunden, sodaß der Maschinenbetrieb unserer Zeit kaum noch mit jenen Anfängen verglichen werden kann. Und nun gar das Eisenbahnwesen! Dieses hat in der That das ganze Leben umgewandelt und wandelt es in steigendem Maße um, und noch ist kein Ende, kein Stillstand zu sehen. Denn neben die Dampfkraft ist die Elektrizität getreten

und hat erst die Telegraphie geschaffen und fängt nun an, auch die bewegende Kraft für die Werkstätten und für den Verkehr zu liefern. Man vergleiche das von Pferden oder Menschen gezogene oder von Ruder und Segel getriebene Schiff mit dem Dampfer, der gegen den Strom, gegen Wind und Wellen in raschster Fahrt dahineilt, den Frachtwagen der alten Zeit, wie er noch bis in die vierziger Jahre über unsere Straßen rollte, mit dem Güterzuge, der eine Menge beladener Wagen nach sich zieht und auf seiner Bahn durch keinen Strom und kein Gebirge mehr zurückgehalten wird, die langsame Postkutsche mit dem Schnellzug, der in ebensoviel Stunden die Strecke zurücklegt, als man sonst Tage gebrauchte, die Briefpost unserer Väter und die Telegramme oder gar die Unterhaltung durch Fernsprecher — dann tritt deutlich hervor, welche Fortschritte die Technik gemacht hat, und wie das Leben jedes einzelnen sich geändert hat, und wie viele Bedürfnisse, die man nicht gekannt hat, geweckt sind und befriedigt werden. Ein Beispiel! Unsere Väter, ja wir älteren Leute noch in unserer Kindheit, saßen des Abends um ein Talglicht versammelt und freuten uns, auf unseren Straßen durch düster brennende Laternen mit Öllampen wenigstens die Richtung angezeigt zu finden; jetzt sind wir kaum noch mit der Petroleumlampe, mit dem gewöhnlichen Gaslicht zufrieden; Glühlicht und elektrische Sonnen sollen tageshell die Zimmer und die Straßen erleuchten. Oder ein anderes Beispiel! Man nehme eine Nummer des Hamburgischen Korrespondenten von 1800 zur Hand, ein kleines Blättchen in Quart, und lege daneben eine Nummer, wie sie jetzt ein paar Mal am Tage erscheint. Schon der äußere Vergleich muß Verwunderung erregen; aber nun gar, wenn wir das Einzelne lesen vom Leitartikel bis zum letzten Telegramm und bis zum letzten Inserat, wenn wir gedruckt lesen, was gestern in Amerika oder Asien sich ereignet hat, oder ausführlich die Reden finden, die vor wenigen Stunden in Berlin gehalten sind.

Es liegt in der That etwas Großartiges darin, wie jetzt der Mensch die Kräfte der Natur erforscht und benutzt, wie er von einer Entdeckung und Erfindung zur anderen fortschreitet!

Πολλὰ τὰ δεινὰ καὶδὲν ἀνθρώπου δεινότερον εἶναι:

Vieles Gewaltige lebt, doch nichts
Ist gewaltiger, als der Mensch!

So rief Sophokles aus, der Athens Blüte sah; aber können wir es nicht mit größerem Recht sagen? Und was steht noch bevor? Die Meinung, es würde nach all den Fortschritten am Ende unseres Jahrhunderts ein Stillstand, eine Pause ruhiger Benutzung des Gewonnenen eintreten, wird durch unsere Tage widerlegt, und es ist wahrscheinlich, daß das kommende Jahrhundert neue Eroberungen des Geistes, neue Wunder der Technik und mit ihnen noch raschere Veränderungen des wirtschaftlichen Lebens bringen wird. Und gewiß wird das Ende des 20. Jahrhunderts, verglichen mit seinem Anfang, wieder ungeahnte Vervollkommnungen aufweisen!

Ergreift den Geist bei solcher Aussicht nicht ein Schwindel, als wenn man zu dem Gipfel eines steilen Felsens hinaufsieht und seine Höhe nicht ausmessen kann? Manche Kinder unserer Zeit lassen sich durch solche Betrachtungen förmlich berauschen und vergessen, daß trotz aller Fortschritte dem Menschengeschlecht nicht bloß in der Erforschung der letzten, tiefsten Gründe des Daseins, sondern, wenn wir die Sache genau nehmen, auch in Raum und Zeit dieselben Schranken gesetzt sind, wie die früheren Geschlechter sie anerkennen mußten. Es heißt also nüchtern bleiben und das Wichtigste und Größte nicht übersehen. So herrlich es ist, daß der Mensch seine Bestimmung, die Natur zu beherrschen, erfüllt, und so groß darin der Ruhm unserer Zeit ist — sind wir darum denn besser und glücklicher geworden? und werden die kommenden Geschlechter, wenn sie uns wieder weit übertreffen, darum denn zufriedener sein? Ich möchte glauben, daß unsere Väter in ihren einfacheren Verhältnissen und bescheideneren Ansprüchen ebensoviel und oft mehr Freude am Dasein gehabt haben, als das lebende Geschlecht. Es liegt ja auch auf der Hand, daß alle Verfeinerungen des Lebens das Glück des Herzens nicht ausmachen. Das liegt in uns, nicht in den Erfindungen des Geistes, nicht in aller Pracht des Lebens. Wie nach dem Worte des Horaz: «Caelum, non animum mutant, qui trans mare currunt» die, welche in ferne Gegenden reisen, um das Glück zu suchen, wohl ein ander Land, eine andere Luft, aber nicht ein anderes Herz gewinnen, wie alles Rennen und Jagen nach dem Glück vergeblich ist, wenn nicht in uns selbst die rechte Gesinnung wohnt; so geht es auch der Menschheit im Großen mit all ihrer Entwicklung. Der Sohn tritt wohl in der Kultur auf die Schultern des Vaters, und das neue Geschlecht bringt in allerlei Kunst und Gewerbe es weiter, als das alte — aber in sittlicher Hinsicht muß jedes Geschlecht, jedes Kind gleichsam wieder von vorne anfangen, und ohne die Religion gelingt es nicht, die bösen Regungen und Begierden des Herzens zu bekämpfen und den Frieden der Seele zu gewinnen, der allein glücklich macht.

Wie aber steht es in dieser Hinsicht, wie steht es auf dem religiös-sittlichen Gebiete, wenn wir den Anfang des Jahrhunderts mit dem Ende vergleichen? Es herrschte, wenigstens in unserem Vaterlande, vielfach ein flacher Rationalismus, und erst die Erweckung der Freiheitskriege brachte wieder eine Vertiefung des religiösen Gefühls und eine Rückkehr zum Glauben der Väter. Die Folgen der tieferen Auffassung des Christentums zeigen sich auch jetzt noch in den mannigfaltigen Werken der äußeren und inneren Mission, wie man sie früher nicht kannte, aber auch in den kirchlichen Kämpfen der Gegenwart. Diese Kämpfe zeugen zwar von Leben, sind aber recht unerfreulich und beweisen einmal wieder, wie auch die Klügsten sich irren. Am Schluß der ersten, 1836 erschienenen Auflage seiner Geschichte der Päpste spricht Ranke, dieser bewährte Kenner der politischen und kirchlichen Verhältnisse, die bestimmte Meinung aus: »der Friede der Konfessionen sei nunmehr geschlossen, die Seele erhöhe sich zu der Aussicht der Versöhnung, des Verständnisses, indem die vollkommene Auffassung des Geistigpositiven endlich alle Feindseligkeiten in einer höheren Einheit versöhnen müsse.« Und jetzt? Müßte er nicht angesichts des Ansturms der Ultramontanen in der Presse und in den Parlamenten sein Urteil völlig widerrufen?

Doch eine andere Erscheinung unserer Tage ist ebenso bedenklich. Früher hielt doch unser Volk allgemeiner an den ehrbaren Sitten der Väter und an der Ehrfurcht vor dem Göttlichen fest, während jetzt immer weitere Kreise gottlosen Führern folgen und trotz all des höheren Wissens und Könnens, das die Schule und das Leben ihnen bringt, zu verrohen anfangen. Fast regt sich daher die Sorge, es möchte, wie es auch schon in der Geschichte dagewesen ist, eine Zeit der Zerstörung und des Rückschritts kommen.

Doch das sind wohl übertriebene Befürchtungen, und wir wollen uns durch so düstere Gedanken die Freude an dem, was auf allen Gebieten der Kultur geleistet ist und geleistet wird, nicht verkümmern lassen und wollen gern von dem zwanzigsten Jahrhundert weitere Fortschritte erhoffen. Aber die Wahrheit wollen wir Alten dem jungen Geschlechte einprägen — und gerade der heutige Tag, der uns an den Kaiser Wilhelm I. erinnert, fordert uns auf, in seinem Sinne es auszusprechen: Die Beherrschung der Natur ist nur die eine Seite der Bestimmung des Menschen und hat keinen Wert, wenn nicht die andere Aufgabe auch gelöst wird, daß die Menschen danach trachten, Gottes Kinder zu werden. Nur so weit hat unsere Zeit das Rechte geleistet, und nur so weit wird das kommende Jahrhundert wirklich segensreich verlaufen, als die Menschheit sich dieser ihrer höchsten Bestimmung bewußt geblieben ist und bewußt bleiben wird. Thut sie das — und dies Bewußtsein kann in den Menschen, denen Gott das Gewissen gegeben hat, trotz alles Abfalls nicht völlig untergehen — so wird sie auch, wenigstens in vielen ihrer Glieder, von dem Heiland nicht lassen, der noch immer denen, die an seinen Namen glauben, die Macht giebt, Gottes Kinder zu werden, von dem Heiland, der nach der Verheißung der Schrift, wenn einst die letzte Zeit kommt, im Namen seines himmlischen Vaters die Völker nicht nach ihren Erfindungen und ihrem Wissen, sondern nach den Werken des Glaubens und der Liebe richten wird. Und wenn es uns verborgen ist und verborgen bleibt, was die Zukunft bringen wird, so wissen wir doch als Christen das eine gewiß: Was die pessimistischen Philosophen von der Zersetzung und dem Untergang des Christentums im 20. Jahrhundert weissagen, wird nicht in Erfüllung gehen; nach dem Worte des Herrn werden selbst die Pforten der Hölle seine Gemeinde nicht überwältigen, und nach hundert Jahren wird dieselbe Losung, wie jetzt, erklingen: »Jesus Christus gestern und heute, und derselbe in alle Ewigkeit!«